

## Der Liebesbrief

Eines Sonntagabends steckte mir Frieda im dunkeln Hausgang in sehr heimlicher Weise ein Briefchen zu, mit der dringenden Bitte, es so bald als möglich dem Torbrunner-Noldi in die Hände zu spielen, aber ja, ohne dass es jemand anders merke. Es war mir aufgefallen, dass man sie seit einiger Zeit gar nie mehr in der Küche hatte singen und trällern hören. Seltsamerweise hatte sich auch der Noldi nun seit bald drei Wochen nicht mehr in unserem Hause blicken lassen.

Ich machte mich gleich auf den Weg. Aber anstatt beim alten Torbrunnen im Unterdorf nach Mettauers Hof abzubiegen, schritt ich, einer plötzlichen schlimmen Eingebung folgend, ohne weiteres die Känzelstrasse hinaus. Manchmal zog ich verstohlen den Brief aus der Tasche. Die immer wieder zurückgedrängte Neugier wuchs, je weiter ich mich vom Dorf entfernte. Meine schweren Bedenken beruhigte ich damit, dass der sorgfältig zugeklebte graue Briefumschlag keine Anschrift trug und dass ich zwei genau gleichfarbige daheim in meinem Kastenfach liegen hatte. Als hinkende Entschuldigung für mein klägliches Vorhaben redete ich mir fortwährend ein, es könnte Frieda vielleicht etwas nützen, wenn ich den Inhalt des Briefes wüsste ...

Zwischen dem Gemäuer der Limperg-Ruine, auf der Stelle, wo ich vor Jahren mit Enzens Pistole den Zweckschuss getan, trennte ich nach kurzem Entschluss den zerknüllten Umschlag mit dem Sackmesser auf. Ich war mir dabei bewusst, noch nie in meinem Leben etwas so Schlechtes begangen zu haben. Das Briefchen war flüchtig mit Bleistift geschrieben, es lautete:

L.A. Du weisst nun, wie es ist und was ich Dir geschrieben habe, denn dass Du den ersten Brief nicht erhalten habest, gibst du mir nicht an. Anhalten tu ich nicht, aber es ist traurig, wenn man so miteinander gewesen ist und dass man das vergessen kann. Ich könnte mich schon noch eher fassen, aber es ist mir wegen etwas anderem, wo ich immer weinen muss, wenn ich daran denke.

Ich stelle kein Unglück an, jedoch wenn es so kommt, glaube ich nicht mehr, dass auf der Welt ein einziger Mensch recht sei. Lass mich nun nicht mehr warten, ich will es wissen. F.

Schon nach den ersten drei Zeilen war mir alles klar gewesen. Es kam eine heftige Wut gegen den Noldi in mir auf, ich hätte ihn ins Gesicht schlagen können.

Als ich kaum eine halbe Stunde später mit dem inzwischen daheim sorgfältig wieder in Stand gesetzten Brief auf Mettauers Stalltüre zuschlich, trat Peter, der Dienstknaube, aus dem Scheunentörchen. Ich stellte mich so, als ob ich zu ihm gewollt hätte und fragte erst nach einer Weile so nebenbei nach dem Noldi. Peter tat verwundert. Ob wir es denn noch nicht wüssten? Er sah sich um, ob niemand in der Nähe sei, dann teilte er mir im Flüstertone mit, es habe vorgestern Krach gegeben zwischen dem alten Mettauere und dem Noldi. Halt weil er da irgendwo ein Mädchen habe, mit dem nicht viel los sei. Sein Bruder, der Heinrich, habe jetzt für ihn heimkommen müssen. – Im weiteren brachte ich dann heraus, dass der Noldi jetzt bei seinem Vaterbruder in Obernehrbach sei.

Mit diesem Bescheid ging ich langsam nach Hause. Frieda sass allein in der Stube, sie blätterte in meinem Geschichtsbuche und tat merkwürdig unbefangen, auch dann noch, als ich ihr mit schlechtem Gewissen den Brief zurückgegeben und ihr mit abgewandtem Gesicht das durch Peter in Erfahrung Gebrachte mitgeteilt hatte. Sie tat, als ginge sie das nicht besonders an und blätterte scheinbar gelassen in dem Buche weiter. Es sei manchmal kurzweilig darin, meinte sie. Ob ich die Geschichte vom König Konradin auch gelesen habe?

Ich stand etwas abseits von ihr, ans Fenstergesimse gelehnt. Immer und immer wieder musste ich sie verstohlen ansehen. Sie kam mir sehr lieblich vor. Das Licht der kleinen Hängelampe floss wie ein gelber Schein um ihr leicht gewelltes Haar.

Plötzlich färbte sich ihr Gesicht weiss, fast wie Kreide. Sie erhob sich und ging, ohne ein Wort zu sagen, hinaus. Ich hörte, wie sie langsam nach ihrer Kammer hinaufstieg. – Während der nächsten Tage konnte ich bei mancher Gelegenheit beobachten, dass Frau Esther um das schwere Geheimnis Wissen haben musste. Nur der Zeigerhaniss war ganz arglos. Eines Abends sprach er nach dem Essen davon, dass er jetzt halb und halb im Sinn habe, den Rat des Försters Kleiner zu befolgen und im oberen Teil des Helligenwaldes, da, wo das Holz besonders dicht stehe, diesen Winter ein wenig zu lichten. Vielleicht könnte der Noldi bei dieser Arbeit dann ein paar Tage mithelfen. Seine Worte verklungen in einer sonderbaren Stille, die mir fast unheimlich vorkam.

In der Nacht darauf wurde ich durch lautes Reden unter mir in der Stubenkammer aufgeweckt. Die Stimme des Zeigerhaniss klang heiser, beinahe krächzend herauf: «Ist das wahr? Ich will sonst nichts wissen, als das: ist es wahr?» Er musste aufgestanden sein und nun barfuss in der Kammer umhergehen. Ich hielt den Atem an, konnte aber nichts von dem vernehmen, was die Frau sagte. Ich verstand nur so viel, dass sie ihm unter Weinen und Schluchzen zuzureden suchte. Plötzlich heulte er laut heraus wie ein Tier. Ich hörte, wie unten Türen gingen. Aber bald war alles wieder still, nur dass von Zeit zu Zeit ein unterdrücktes Stöhnen aus der Kammer heraufkam.

Am Morgen sagte niemand ein Wort. Frieda kam nicht zu Tische. Nach dem Essen fragte mich Frau Esther, ob ich etwas gehört habe? Als ich zögernd bejahte, schärfte sie mir des dringlichsten ein, still zu sein, und ich versprach es ihr.

Der Zeigerhaniss studierte im Stall. Er liess sich vom hintersten Fleckrind die Hände lecken und kraute ihm im Horngrübchen. Das Tier streckte ihm zutraulich den Kopf hin und wollte noch mehr gekraut sein. Er tätschelte ihm den Hals und sagte: «Jo, jo, de Fläck! ...»

Beim Neunuhressen, das er kaum anrührte, kam wieder eine Wut über ihn. Er blickte zuerst stier vor sich hin, die knorrigen Finger an den Tischrand gelegt. Ich sah, dass es kam. Plötzlich strich er mit einer raschen Armbewegung Mostgläser, Krug und Brot neben den Tisch hinunter. «Soll alles kabut gehen, gar alles!»

Ich ging hinaus, aber ich hörte ihn noch im Schopf draussen toben. Ich spaltete Scheiter und dachte ernstlich darüber nach, ob ich nicht alles liegen lassen und nach Obernehrbach laufen wolle? Etwa nach einer halben Stunde trat der Zeigerhaniss im altmodigen Sonntagsstaat vor die Türe, Frau Esther mit verweinten Augen hinter ihm. Gang und Haltung des Bäuerleins waren steif, wie gefroren. Dieses Kleid und den guten schwarzen Hut hatte ich nur einmal an ihm gesehen: als er vor etwa einem Jahr seinem Bruder in Hohenegg einen Besuch gemacht hatte.

Die Frau machte ihm auf der Stiege die schwarz seidene Halsbinde zurecht.

«Nicht wahr, ein Nastuch hast du? Und Geld auch?» Haniss nickte nur. «B'hüeti Gott», sagte er und gab ihr die Hand, er sah dabei nach der anderen Seite. Sie hielt ihm die Hand fest und flüsterte bittend, mit brennender Sorge: «Aber gäll, Haniss, gäll! ... Wir sind auch jung gewesen ...»

Er tat sehr ruhig. Es war, als ob der enge Rock und der steife Hut ihm Halt und Festigkeit gegeben hätten. «Es ist jetzt, wie's ist. Ich sage kein Wort mehr und keins weniger zu ihm, als ich muss. Und wenn er so einer ist – an derlei Geld hab' ich zwar keine Freude, aber wir müssen es haben. Es gibt Kösten.»

Dann schritt er die Dorfstrasse hinab. Die Nachbarn sahen ihm nach und schüttelten die Köpfe.

Das war kein kurzweiliger Tag in dem alten Hause im Oberdorf. Die Frauen gingen stillschweigend und mit verweinten Augen aneinander vorbei. Schon am frühen Nachmittag spähte Frau Esther gegen die Ilge hinab; aber es wurde fünf Uhr, und noch war kein Haniss da. Der Zeisler-Konrädli, der wie gewohnt die Zeitungen in die Häuser trug, sagte zu mir, als er an der Scheune vorbeiging, ich könne dann heut abend allein füttern, mein Meister sitze in der Ilge, er habe einen kleinern Dampf.

Beim Zunachten, da ich die Laterne holen ging, war Frieda allein in der Stube. Sie sass am Tische, auf dem ein Ämpelchen brannte, und hielt die Hände untätig in den Schoss gelegt. Als ich schon wieder die Türklinke in der Hand hatte, wandte sie sich leicht nach mir um.

«Du, Gideon.» «Ja.»

«Ich muss dich etwas fragen.» Ich stellte die Laterne auf die Ofenbank und trat näher zu ihr hin. Ich sah, dass sie geweint hatte; aber jetzt war sie sehr ruhig. Sie fragte mich mit grosser Gelassenheit: «Du, hast du den Brief gelesen?» Das Ja machte mir Mühe, aber ich hätte sie unmöglich anlügen können.

«Ich habe es gleich gewusst», sagte sie, es lag nicht der geringste Vorwurf in ihrer Stimme.

Es war eine Weile sehr still in der Stube. Ich wusste nicht recht, ob ich gehen sollte. Da sagte sie, ohne sich nach mir umzuwenden: «Was hast du dabei gedacht? ...»

Es stieg warm in mir auf. Fast wäre mir ein zorniges Wort entschlüpft; ich zerdrückte es auf den Lippen. Es nützte ja nichts. Endlich würgte ich etwas wie ein Bekenntnis heraus, ich konnte es nicht für mich behalten, was ich nun schon seit Tagen zuinnerst im Herzen als heissen Wunsch gehegt hatte: «Wenn ich halt älter wäre! ...»

Sie verstand sogleich, wie ich es meinte. Ohne ein Wort zu sagen, nahm sie meine linke Hand und legte sie an ihre brennende Stirne. «Du bist ein guter Bub», sagte sie; und dann in einem anderen Tone, halb versonnen: «Mein, das kühlt ...»

Dann gab sie meine Hand frei und bedeutete mir mit einer leichten Kopfbewegung, dass ich jetzt gehen solle.

Ich war glücklich und unglücklich zugleich. Draussen im schmalen Hausgang kam mich plötzlich eine heisse Lust an, umzukehren. Ich öffnete leise die Türe, blieb aber, von einer starken Scheu gehalten, auf der Schwelle stehen. Ich vergesse das nie, wie sie am Tische sass, aufrecht, und doch vom Leben gleichsam getötet und niedergeworfen. Nun sah sie sich mit einem lieben Lächeln nach mir um. «Geh, gelt», sagte sie einfach und ich gehorchte augenblicklich.

Nachher, während ich in Stall und Scheune schaffend ab- und zuging, stritten sich Traurigkeit und Zorn um die Herrschaft in meinem Herzen. Obschon ich mir dabei selber lächerlich vorkam, holte ich das Zweifrankenstein, das mir der Mettauer-Noldi einmal geschenkt hatte, aus seinem Verwahrsam und liess es, indem ich vor der Stalltüre einen Laden hob, in den Jauchekasten hinabfallen.

Der Zeigerhaniss kam erst heim, als wir beim Nachtessen sassan; Frau Esther und ich waren allein in der Stube. Er trug den steifen Hut ein wenig im Genick, war aber noch ziemlich aufrecht. Ob im Stall alles in Ordnung sei, fragte er. Er liess es sich nicht nehmen, noch selber mit der Laterne in der Hand nachzusehen. Nachher nahm er seinen Platz am Tische ein und sass eine Weile schweigend, immer noch den Hut auf dem Kopfe.

«Der Grundhöfler in Gehren ist scheints gestorben», sagte er nach einer Weile ganz nebenbei. «Es steht in der Zeitung dort. Er ist erst achtundfünfzig gewesen.»

Endlich, nach langer Pause kam er auf das andere zu reden: «Also – von mir aus geschieht dann nichts. Ich mag nicht zu einem hinlaufen und sagen, er soll mir so eine Sorte Geld ins Haus schicken. Und anhalten und bitti bätti machen mag ich erst recht nicht. Er weiss ja, wo wir daheim sind. Er hat es bis jetzt auch gewusst.» Plötzlich verlor er für einen Augenblick die Haltung. Er hob die geballte Faust und sagte mit Ingrimm: «Lieber möchte ich so einem die Zähne in den Rachen hinab stossen! Und nachher an der Brunnenröhre vor seinem Fenster die Hände waschen!»

«So bist du also gar nicht in Obernehrbach gewesen?» fragte Frau Esther nach einer ungemütlichen Pause.

Er schüttelte gelassen verneinend den Kopf. Darauf schenkte er sich Milch und Kaffee ein und löffelte gewohnheitsmässig.

«Beim Kreil habe ich dann allenfalls angeklopft», berichtete er zwischen hinein. «Ich hab ihm mein Gütlein angetragen. Am nächsten Montag will er die Schatzung machen.» Frau Esther sah ihn steif an, die Lippen aufeinandergepresst, während er mit erzwungenem Gleichmut weiterfuhr:

«Ans Schämen kann ich mich nicht gewöhnen, – an einem Ort, wo mich alles kennt. Und auch wegen dem anderen, die Unehelichen sind nicht Mode auf der Steig.»

Die Frau sagte kein Wort darüber. Aber am folgenden Morgen stand sie schon früh um acht Uhr reisefertig in der Stube. Sie sprach nur davon, dass sie zum Kreil gehe. Es dürften nicht aus einer bösen Sache zwei werden. Leben müsse man nachher doch. Nachdem sie gegen Abend wieder zurückgekehrt war, zeigte es sich bald, dass sie in der Zwischenzeit mehr als nur eine Arbeit bewältigt hatte. Beim Zunachten, während ich in der Scheune das Kurzfutter mischte, sah ich den Torbrunner-Noldi im Sonntagsgewand, die brennende Zigarre im Munde, auf unsere Haustüre zukommen. Beim Abendessen sass er breit und mit vergnügtem Gesicht am Tische, er tat ganz so, als wäre mit ihm ein Geschenk von Gott ins Haus gekommen und als hätte er nie einen unredlichen Gedanken gehabt.

Der Zeigerhaniss war sehr kleinlaut. Die Frau gab beständig acht auf ihn, sie war sichtlich in Angst, er möchte durch ein unbedachtes Wort wieder alles aufs Spiel setzen. Aber er nahm sich zusammen. So viel ich hören konnte, wurde an diesem Abend abgemacht, es sollen schon am nächsten Sonntag die Ringe gewechselt und dann nach Ostern Hochzeit gemacht werden. Nachher solle der Noldi ins Oberdorf auf das Gütlein kommen, da ja sein Bruder Heinrich nun wahrscheinlich den Torbrunnenhof übernehme, und da es, wie der Noldi selber gestand, schade wäre, wenn so ein schönes Heimeli später verkauft werden müsste. Frieda sagte zu allem ja; aber so, wie wenn es sie wenig oder nichts anginge.

So war jetzt also bereits ein Ersatzmann für mich da; und dazu einer, der mir das Weggehen aus dem Hause des Zeigerhaniss nicht schwerer machte. Mein Meister gab sich Mühe, ein geeignetes Plätzchen irgendwo auf der Steig für mich aufzutreiben und fand ein solches bei einem Altersgenossen auf dem Hofe Stillengrüt.

Als es nach Ostern ans Abschiednehmen ging, war es mir nicht anders zu Mute, als wenn ich aus dem Elternhause scheiden würde. Frieda schenkte mir als Andenken sechs Nastücher, auf die sie meinen Namen sauber mit Kreuzstichen genäht hatte. Sie scherzte noch, wer ihr nun die Briefe besorgen müsse, wenn ich nicht mehr da sei? Aber ich sah wohl, dass es ihr nicht ums Scherzen war.

Der Zeigerhaniss begleitete mich bis gegen den Stelzenhof hinaus. Er gestand mir, dass er sich nicht so recht auf die Hochzeit freue; halt wegen der vielen Arbeit, die es gebe. Er sprach mir zu, recht zu tun und aufs Geld acht zu halten. Zum Schluss sagte er, indem er auf das sonnenbeschienene Höflein hinüberwies: «An das andere wirst du ja schon denken.»